

English version see below

Es ist dasselbe Fundament

Ein Virus ist zuerst ein Virus, eine Entität, mit der wir auf dieser Welt immer schon zusammenleben und die gelegentlich zum akuten Problem werden kann. Neu- und bössartig ist nicht nur dieses Coronavirus, sondern auch die Qualität der vermeintlichen Machtlosigkeit, der akuten Alternativlosigkeit, die uns alle Aspekte einer wiedererlangten Handlungsfähigkeit in die Welt von Morgen verschieben lässt.

Aber schon jetzt wollen wir der Krise einen Sinn zuschreiben, und es funktioniert ganz gut: wie auch sein (stilisiertes) Äußeres verbildlicht, ermöglicht uns das Virus, auf vielfältige Arten „anzudocken“. Es wird uns zum Diskurs-Hub für ideologische und eschatologische (Alp)träumereien. Als hätten wir diese Krise heimlich herbeigesehnt: endlich innehalten, Zeit, um die Geister voneinander zu scheiden, eine neue Welt kreieren, während die alte krepitiert. Alles wird besser, menschlicher, grüner.

Schnellschüsse ins Blaue treffen aber selten ins Schwarze. Die Realität zeigt, dass wir uns sehr rasch entschieden haben, vorerst getrennte Wege zu gehen: Die Welt wurde „runtergefahren“, die Nationalstaaten inklusive ihrer alten Grenzen führen im Gegenzug hoch. Wir können darüber stauen und klagen, oder aber eine nüchterne Zwischenbilanz ziehen: Offensichtlich sind die Nationalstaaten jene Entitäten, auf die wir in der Krise zurückgreifen, von denen wir instinktiv glauben, dass sie noch immer am besten funktionieren. Wir müssen diese Erkenntnis mitdenken, wenn wir wieder an Europa bauen wollen. Vielleicht weniger ideologisch-idealistisch und eher organisatorisch-realistisch: *alles prüfen, das Gute behalten*. Es muss freilich ein solidarisches Europa sein, aber auch eines, das sich als komplex und divers begreift. Denn Nivellierung, auch das zeigt uns die Geschichte, funktioniert meistens nur nach unten.

Wäre unsere gegenseitige Wahrnehmung nicht derartig geschichtslos, hätte uns die Entwicklung der letzten drei Jahrzehnte und ihr aktuelles Zwischenergebnis nicht derartig überrascht: in den meisten kollektiven Meistererzählungen steht die Errichtung der Nationalstaaten für eine sozial motivierte, national denotierte Emanzipation. Um die ständisch organisierte Gesellschaft hinter sich zu lassen, mussten „horizontale“ Grenzen durchbrochen und neue, „vertikale“ gezogen werden. Eine Nation neben der anderen, selbstbestimmt, hieß es. Dies war aber gerade in der Mitte Europas kaum sinnvoll möglich. Die Folgen des Pariser Friedens nach dem Ersten Weltkrieg waren fatal. Auch die horizontalen Sozialbarrieren wurden wir letztlich nicht los. 1918 endete bekanntlich in der totalen Katastrophe, der die Teilung Europas folgte.

Dann die Befreiung vom totalen Internationalismus gegen Ende der 1980er-Jahre. Auch im Zuge dieser Umbrüche beschwor man den nationalen Zusammenhalt, nun gegen den

Staat gerichtet. Der war, von der Partei völlig vereinnahmt, als Dieb erfahren worden, der sich nimmt, was er will, aber nicht hilft, wo er müsste. Nationalstolz gab es gratis „obendrein“, aber nicht selten auf Kosten von Minderheiten.

Es ist ein wenig so wie mit dem „Lockdown“: Nationalismus funktioniert halt im Großen und Ganzen, nur die Folgen kriegt man kaum in den Griff. Daran erinnern uns die alten Wunden, die großen und kleinen Bruch- und Schicksalslinien des Kontinents; jene in den Bloodlands, die sich von Frankreichs Westen bis weit in den Osten erstrecken, jene des Eisernen Vorhangs, am Brenner, entlang des Isonzo bzw. der Soča, der Drina.

Zuerst ist ein Virus ein Virus und ihn zu bekämpfen öffnet neue Fronten und Gräben: jene, die der dräuende Verteilungskampf verursachen wird, eine Entsolidarisierung, nicht nur zwischen Staaten, sondern auch innerhalb der Gesellschaften. Jeder lobbyiert für das Seine, der Handel, der Tourismus, die Industrie, die Kultur, die Landwirtschaft, die Gastronomie, die Wissenschaft, die Kirchen, die Alten, die Jungen, die Familien. Und jeder einzelne weiß genau, welcher Bereich denn gerade am besten zu vernachlässigen sei. Auf den zweiten Blick zeigt sich aber: kein Sektor kann ohne den anderen, wir sind direkt und indirekt aufeinander angewiesen. Eine komplexe, verflochtene, Globalgesellschaft, deren Entstehung zu Verwerfungen, uns aber auch in einen gewissen, letztlich nie dagewesenen Wohlstand geführt hat. (Freilich nicht in die Utopie der Gleichheit.) War vielleicht doch nicht alles verkehrt vor dem Virusschock? Wie also eine globale Gesellschaft wieder „hochfahren“, ohne sich zu atomisieren, kannibalisieren? Und welche Rolle spielen die Humanwissenschaften in dieser Welt von morgen?

Vielleicht müssen wir uns neue Visionen schaffen, realistische, gut reflektierte. Wir waren weit entfernt von einer perfekten Welt, und doch hat sich, bei allen Problemen, seit 1945, 1956, 1968, 1989, 2001, 2009 einiges zum Besseren gewendet. Wunden sind vernarbt. Gerade bei uns in Zentraleuropa: Wir sind ins Gespräch gekommen, haben allmählich begriffen, dass Hass und Gewalt selten eine Einbahnstraße sind, wir bemerkten, dass wir ein gemeinsames Erbe teilen, bis hinein in die Tiefenstrukturen unserer Länder, wir begegnen uns zunehmend auf Augenhöhe, gleich ist nichts, aber wir nähern uns einander an, auch Israel gehört dazu, wo so viel Europa wohnt, der Brenner verbindet wieder mehr als er trennt, und Ljubljana darf wieder, unter anderem, einmal Laibach gewesen sein. Nicht alle, aber viele haben es begriffen: Es ist dasselbe Fundament, auf das wir bauen, vor und nach 1918, vor und nach 1945, 1989, 2020, es ist das einzige Europa, das wir haben.

Das Virus war zuerst ein Virus, jetzt warten wir auf ein Medikament, auf eine Impfung, auf Immunität. Europa wird ein starkes Herz brauchen, geistige und seelische Ausgeglichenheit, ein aufgearbeitetes Bewusstsein, ein gesundes Bei-Sich-Sein, um in der kommenden Welt bestehen zu können. Als selbstbewusster Partner und Konkurrent im globalen Wettstreit. Unsere Demokratie, um die wir gerungen haben und um die wir

weiter ringen, wird dafür ein gutes Abwehrsystem brauchen. Das entsprechende „Immunsystem“ haben wir an Orten wie Verdun, Stalingrad, Auschwitz/Oświęcim, Jasenovac, Rudolfsgrad/Kničanin und Vukovar auf schmerzvollste Weise geschult. Andocken und anknüpfen können wir aber auch mit den vielen Beispielen des gelungenen Zusammenlebens in der zentraleuropäischen Geschichte. In diesem Sinne wird die eine oder andere „Auffrischung“ nötig sein. Die Entwicklung eines entsprechenden Impfstoffangebotes obliegt nicht zuletzt den Humanwissenschaften.

Florian Kühner-Wielach, München/Wien

It is the same foundation

A virus is first of all a virus, an entity with which we have always lived together in this world and which can occasionally become an acute problem. What is new and malignant is not only this corona virus, but also the quality of the supposed powerlessness, the acute lack of alternatives, which causes us to shift all aspects of a regained ability to act into the world of tomorrow.

But already now we want to give the crisis a meaning, and it works quite well: just as its (stylized) appearance illustrates, the virus allows us to “dock” in many different ways. It becomes a discourse hub for ideological and eschatological dreams or nightmares. It is as if we had secretly longed for this crisis: to finally pause, time to discern the spirits, to create a new world while the old one perishes. Everything will be better, more human, greener.

Quick shots into the blue but rarely hit the bull’s eye. Reality shows that we very quickly decided to go our separate ways for the time being: The world was “shut down”, the nation states including their old borders went up in return. We can goggle and complain about this, or we can take a sober interim balance: Obviously, the nation states are the entities we turn to in the present crisis, which we instinctively believe still work best. We must bear this in mind if we want to build Europe again. Perhaps less in an ideological-idealistic and rather in an organisational-realistic way: *Proving all things, holding fast that which is good*. Of course, it must be a Europe of solidarity, but also one that sees itself as complex and diverse. Because, as history shows us, levelling out usually only works downwards.

Were it not for the fact that our perception of each other is so lacking in history, we would not have been so surprised by the development of the last three decades and its current interim result: in most collective master narratives, the establishment of nation states stands for socially motivated, nationally denoted emancipation. In order to leave

the corporative organized society behind, “horizontal” boundaries had to be broken and new, “vertical” boundaries had to be drawn. One nation next to the other, self-determined, was the motto. But this was hardly possible in a meaningful way, especially in the middle of Europe. The consequences of the Peace of Paris after the First World War were fatal. In the end, we were also unable to get rid of the horizontal social barriers. As is well known, 1918 ended in the total catastrophe, followed by the division of Europe.

Then the liberation from total internationalism at the end of the 1980s. Even in the course of these upheavals, national cohesion was invoked, now directed against the state. The state, completely misappropriated by the party, had been experienced as a thief, which takes what it wants but does not help where it should. National pride was given free “on top”, but often at the expense of minorities.

It’s a bit like the “lockdown”: Nationalism works by and large, but the consequences are hard to control. This is what the old wounds, the great and small lines of rupture and fate of the continent remind us of; those in the Bloodlands, which extend from the west of France to far in the east, those of the Iron Curtain, at the Brenner, along the Isonzo/Soča, the Drina.

First of all, a virus is a virus, and fighting it opens new fronts and new rifts: those that the imminent distribution struggle will cause, a desolidarization, not only between states, but also within societies. Everyone is lobbying for their own interests, trade, tourism, industry, culture, agriculture, gastronomy, science, churches, the elderly, the young, families. And each individual knows exactly which area is best to neglect. At second glance, however, it becomes clear that no sector can exist without the other; we are directly and indirectly dependent on each other. A complex, interwoven, global society, the emergence of which has led to distortions, but also to a certain, ultimately unprecedented, prosperity. (Certainly not into the utopia of equality.) Was perhaps not everything wrong before the virus shock? How then to “reboot” a global society without atomization, cannibalization? And what role do the humanities play in this world of tomorrow?

Maybe we need to create new visions, realistic ones, well reflected. We were far from a perfect world, and yet, despite all the problems, things have changed for the better since 1945, 1956, 1968, 1989, 2001, 2009. Wounds are scarred. Especially here in Central Europe: we began to talk, we gradually understood that hate and violence is rarely a one-way street, we noticed that we share a common heritage, right down to the deepest structures of our countries, we increasingly meet on an nearly equal footing, nothing is equal, of course, but we are coming closer together, Israel is one of them, where so much Europe lives, the Brenner Pass connects again more than it divides, and Ljubljana may once again have been, among other things, Laibach. Not everyone, but many have

understood: It is the same foundation we are building on, before and after 1918, before and after 1945, 1989, 2020, this is the only Europe we have.

The virus was first a virus, now we are waiting for a medicine, for a vaccination, for immunity. Europe will need a strong heart, mental and emotional balance, a reappraised consciousness, a healthy presence in order to survive in the world to come. As a self-confident partner and contender in global competition. Our democracy, for which we have fought and continue to fight, will need a good defense. We have trained the corresponding "immune system" in the most painful way in places like Verdun, Stalingrad, Auschwitz/Oświęcim, Jasenovac, Rudolfsgnad/Knićanin and Vukovar. But we can also dock and link up with the many examples of successful coexistence in Central European history. In this sense, some "boosters" will be necessary. The development of an appropriate offer of vaccines is not least the responsibility of the humanities.

Florian Kühner-Wielach, Munich/Vienna